

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Mit Freundinnen im Gespräch

Christliche Frauen aus zwei Jahrtausenden

topos taschenbücher

Über das Buch

Hildegard von Bingen, Caterina von Siena, Annette von Droste-Hülshoff, Edith Stein u.a. sind – und bleiben – große Namen in der Geschichte des Christentums. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz widmet ihnen und anderen herausragenden Christinnen von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert eine Porträtsammlung, die in sprachlich brillanter Form das jeweils Besondere und Unverwechselbare in Leben und Werk dieser starken Frauen herausarbeitet.

Über den Autor

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Prof. Dr., geb. 1945, studierte Philosophie, Germanistik und Politische Wissenschaften. Zuletzt hatte sie den Lehrstuhl für Religionsphilosophie und Vergleichende Religionswissenschaft an der Technischen Universität Dresden inne.

Verlagsgemeinschaft topos plus

Butzon & Bercker, Kevelaer

Don Bosco, München

Echter, Würzburg

Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern

Paulusverlag, Freiburg (Schweiz)

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Tyrolia, Innsbruck

Eine Initiative der

Verlagsgruppe engagement

www.topos-taschenbuecher.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8367-1078-7

E-Book (PDF): ISBN 978-3-8367-5072-1

E-Pub: ISBN 987-3-8367-6072-0

2017 Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaer

Das © und die inhaltliche Verantwortung liegen bei der

Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaer.

Umschlagabbildung: © iStock

Einband- und Reihengestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Satz: SATZstudio Josef Pieper, Bedburg-Hau

Herstellung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
I. Der Alltag einer Frau	
<i>Maria</i>	11
II. Christin – Kaiserin – Europäerin	
<i>Theophanu (959–991)</i>	27
III. Wunden, Kampf und Heil	
<i>Hildegard von Bingen (1098–1179) und das Drama zwischen Gott und Mensch</i>	45
IV. Im Spannungsfeld von Europa und Christentum	
<i>Hedwig von Schlesien (1174–1243)</i>	61
V. Feuer und Blut	
<i>Caterina von Siena (1347–1380)</i>	77
VI. Die Erfahrung des Abgründigen	
<i>Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848)</i>	107
VII. „In sich gegründete Provinz des Menschlichen“	
<i>Die Wahrnehmung der Frau bei Romano Guardini (1885–1968)</i>	129
VIII. „Bürgerin Jerusalems in Babylon“	
<i>Edith Stein (1891–1942)</i>	147

IX. Zwischen den Zeiten

Ida Friederike Görres (1901–1971) 167

X. Die Nähe der Frau zu Magie und Erlösung

Ein Blick auf Werner Bergengruen (1892–1964) 183

II. Christin – Kaiserin – Europäerin

Theophanu (959–991)

*Glutschrift des verborgenen Herzens
unter Perlen und Juwelen ...
Maria Eschbach¹*

Einem zählebigen Vorurteil widersprechend, hat das Mittelalter in seinen Führungsgestalten keineswegs ausschließlich Männer oder gar Kleriker (als deren Drahtzieher) zu verzeichnen. Vielmehr erscheinen zahlreiche, in der Regel bedeutende Frauen auf der Bühne politischer Gestaltung. Einem verwandten Vorurteil zuwider sind diese Frauen keineswegs nur als Gattin, Mutter, Tochter tätig, sondern planen selbstständig in öffentlichen Belangen und weiträumigen geschichtlichen Entscheidungen. Bereits in den frühen Jahrhunderten zu Beginn der deutschen Geschichte lassen sich hervorragende Frauen, die als Herrscherinnen unmittelbar oder mittelbar hervortraten, ins Auge fassen. Die Reihe beginnt bei der Langobardin Galla Placidia, umfasst nicht wenige Merowingerinnen und führt bis zu Adelheid, der „Mutter der Königreiche“ und Schwiegermutter Theophanus.²

Gerade bei den Sachsenkaisern nahmen Frauen nicht nur einen objektiven, sondern im Bewusstsein des Volkes hervorragenden Anteil an den Weichenstellungen der Politik. Solcher Einfluss galt nicht minder für die Kulturgeschichte, nämlich für die Kultivierung bäuerlicher Lebensart, für die allmähliche Überführung heidnischer Praktiken ins Alltagschristentum, letztlich für die sittliche und künstlerische Hebung des

Volkes und die Angleichung der unterschiedlichen Lebenswelten des mittelmeeischen und nördlichen Europa.³

Was hier behauptet ist, erhält griffigere Kontur durch die Gestalt der Theophanu, die familiär wie politisch mitten unter den drei Sachsenherrschern von Otto I. bis Otto III. stand. Theophanu heißt wörtlich übersetzt die „Gotteserscheinung“: eine aus großer Ferne kommende Frau, reizvoll-fremdländisch im Aussehen, ungewöhnlich im Charakter, der die Verbindung der morgenländischen Hochkultur mit dem abendländischen Anfang als Aufgabe zugewiesen war. Als Nichte des Kaisers Johannes Tsimiskes, der selbst kinderlos blieb, war Theophanu Inbild einer ungleich überlegenen Kultur: Ostrom verstand sich als rechtmäßige Nachfolgerin der zur Bedeutungslosigkeit abgesunkenen Stadt Rom. Mit dem Glanz der Hagia Sophia, unterstrichen durch die hohe religiöse Bedeutung des Patriarchensitzes, mit der Schönheit seiner kaiserlichen Paläste und der einzigartigen Kunstfertigkeit seiner Handwerker und Künstler fand Konstantinopel keinen Vergleich auch noch so entfernter Art im sich formierenden Abendland. Karl der Große hatte um 800 versucht, die Größe des antiken Kaisertums durch seine Krönung in Rom wiedererstehen zu lassen – selbstverständlich nicht anerkannt in dieser Absicht von Konstantinopel, das sich die einzige Nachfolgerin des römischen Imperiums glaubte. Griechisch sprechend, nannten sich die Einwohner Konstantinopels ausdrücklich „Romäer“, Römer, da sie nach ihrem Selbstverständnis griechische Kultur und römische Weltherrschaft glücklich verbanden. Als der Sachse Otto der Große in der Nachfolge Karls auf den Gedanken kam, eine „purpurborene Prinzessin“ dieser prachtvollen und konkurrenzlosen Welt als Gattin für seinen Sohn und Mitregenten Otto II. zu erbitten, wurde

der Unterhändler beim ersten Anlauf ohne Nachdenken abgewiesen, so wenig standesgemäß war die Bewerbung überhaupt. Erst das Verhandlungsgeschick des zweiten Unterhändlers, des Bischofs Gero von Köln, erreichte tatsächlich eine Verlobung innerhalb der kaiserlichen Sippe; freilich ist auffallend, dass die zeitgenössischen griechischen Quellen die auswärtige Verheiratung einer dann allerdings nicht purpurborenen Prinzessin überhaupt nicht erwähnen, während die westlichen Historiker das unvergleichliche Ereignis immer wieder behandeln.

Theophanu stammt, wie mittlerweile mit Sorgfalt rekonstruiert ist, von zwei großen byzantinischen Adelshäusern ab: Über den Vater von den Skleroi, über die Mutter von den Phokades. Die Mutterlinie verbindet sie mit Kaiser Nikephoros II. Phokas (963–969), dessen Gattin, Theophanu die Ältere, wohl ihre Patin war. Desgleichen ist sie mit dem nachfolgenden Kaiser Johannes I. Tsimiskes verwandt, als dessen Nichte sie gilt. Es ist anzunehmen, dass Theophanu in Armenien geboren wurde und wohl auch ein armenisches Aussehen hatte, wenn sich auch über ihre Eltern keine weiteren Angaben machen lassen. Jedenfalls wird das Mädchen in einem der kaiserlichen Paläste in Konstantinopel erzogen und bringt eine hervorragende Bildung nach Westen mit, wo sie später selbst ihren Sohn in ähnlicher Weise erzog. Die Hochzeit mit Otto II. im April 972 in Rom ging sie natürlich im Rahmen politischer Verpflichtung ein. In den späteren Jahren lassen sich aber manche Hinweise auf eine gewachsene innere Nähe des Paares finden: Otto II. wird zum Beispiel den Einfluss seiner mächtigen Mutter Adelheid zugunsten Theophanus deutlich zurückdrängen; auch zeugen fünf Kinder, von denen freilich das letzte Zwillingstöch-
terchen bald nach der Geburt starb, für die eheliche Liebe.

An der 12-jährigen Braut fällt nach den Zeugnissen auf, dass sie, wenn auch charakterlich gewiss noch nicht reif, doch bereits ihren hohen Rang zu vertreten wusste. Es ist anzunehmen, dass sie ihre Heiratsurkunde, welche als schönste Urkunde des Mittelalters gilt, selbst im Wortlaut mitbestimmte und den ungewöhnlichen Titel „coimperatrix“ einfügen ließ. Zudem scheint Theophanu auf ihren Schwiegervater Otto den Großen deutlichen Eindruck gemacht zu haben, da sie gegen manche abneigende Stimme, ja gegen eine Partei, die sie zurückschicken wollte, seine Zuneigung gewann. Letztlich ist die kluge Art ihres Umgangs mit der Schwiegermutter Adelheid, die sich ein wenig resigniert nach Oberitalien zurückgezogen hatte, ein Zeichen für die wachsende Reife und Ausgewogenheit der noch jungen Frau: Theophanu suchte Adelheid nach dem Tode Ottos II. auf und gewann sie für ihre politischen Pläne.⁴

Die Christin

Stellt man die Frage nach Theophanus religiöser Kontur, so lässt sich von Anfang an nur unter einer Einschränkung fragen: Über den Abstand eines Jahrtausends hinweg können nur spärliche Überlieferungen sprechen. Zu diesen Überlieferungen zählt, dass Theophanu die hohe Formalität des damaligen Gottesdienstes schätzte und die fraglose Verehrung aller Heiligen übte. In beidem hinterließ sie eine leuchtende Spur: Ihre Prägung des Christentums in seiner byzantinischen Hochform auf die Kirche des Abendlandes ist bezeugt.⁵ Auch führte die Kaiserin große Gestalten des morgenländischen Christentums ein: den Großmartyrer Pantaleon, den Bischof Nikolaus von

Myra an der kleinasiatischen Küste, den Mönch Alexius, dessen Mönchsgemeinschaft den Regeln des östlichen Basilius ebenso wie des westlichen Benedikt folgte.⁶

Theophanus Auffassung des Christentums war zudem von der heute kaum noch verstandenen Haltung geprägt, die Gestalt des Gottessohnes sei in der irdischen Weltzeit nicht allein durch die fünf Häupter der Kirche, nämlich die fünf Patriarchen, vertreten. Vielmehr sei ebenso die Macht des Kaisers unmittelbar sakral: Vertretung des Weltenherrschers. Dem gesamten Kaiserhaus ist damit eine unbedingte ontologische, nicht persönliche Heiligkeit zuerkannt, die ihrerseits zu außergewöhnlichen und nicht kritisierbaren Taten verpflichtete. Theophanu trug mit Sicherheit in sich das Bild des herrscherlichen Christus als das Urbild eigener Macht und Unanfechtbarkeit ihrer Entscheidungen, ja stand selbst unter einer unerbittlichen Verpflichtung zur Heiligung des Lebens. Salbung und Krönung zum Kaiser, die sie für ihren dreijährigen Sohn Otto III. nach dem Tod des Gatten durchfocht, zeigen ihre ausdrückliche Bewusstheit von der Heilswürde des Kaisertums, die sich auch in ihrer Person unmittelbar manifestierte. Denkwürdigerweise wird sie auf einem der wenigen erhaltenen Elfenbeinreliefs (heute im Pariser Museum Cluny) nach einem byzantinischen Typus abgebildet: Der erhöht stehende Christus legt den gleich großen Gestalten Ottos wie seiner Gemahlin die Hand auf die gekrönten Häupter, womit er unmittelbar seine eigene Macht auf sie überträgt. Beide sind als Imperator und Imperatrix Romanorum gekennzeichnet, wobei dieser Zusatz erneut die eigentlich bestrittene Anspielung auf das eine Römische Reich unter westlicher Führung enthält. Als 976 Kaiser Johannes Tsimiskes verstorben war, erhob Theophanu sofort Anspruch auf Apulien und Sizilien, gewisser-

maßen als Vorposten des byzantinischen Reiches. Die Gleichzeitigkeit von imperialer und sakraler Einzigkeit des kaiserlichen Paares wird auf diese Weise durch Theophanu selbst bestärkt.⁷

Eine derartige Kultur objektiver Frömmigkeit wird heute nur mehr durch die Brechung psychologischer und individueller Regungen wahrgenommen, wie sie im Grunde erst das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit als subjektive Empfindungen für das Religiöse entwickeln. Auch Theophanu hat persönliche Züge, die freilich nicht im modernen Sinne psychologisch gedeutet werden dürfen, etwa die überlieferte Liebe und Besorgnis um ihre vier Kinder, die früh verwaisten. Denn die Kaiserin sah in den drei Töchtern Mathilde, Adelheid und Sophia sowie dem Thronfolger Otto nicht erstrangig die eigenen Kinder, sondern dem Stil der Zeit entsprechend die Repräsentanten göttlicher Huld und unbezweifelnder Gnadenwahl. Mit Sicherheit gehört Theophanu einer religiös älteren und subjektiv kargeren, wenn auch im Ausdruck keineswegs ärmeren Zeit an. Diese Zeit lässt sich bekanntermaßen an ihrer „Objektivität“ im Umgang mit dem Göttlichen fassen, das heißt in der nicht gefühlbetonten oder stimmungsabhängigen Verehrung, vielmehr in der strengen und verpflichtenden Umsetzung der Heilsgeschichte in irdische Geschichte. In diese gewissermaßen ontologische Auffassung des Göttlichen ist Theophanus Frömmigkeit einzuordnen. Sie selbst als Kaiserin und Mitregentin ist Abbild des göttlichen Herrschens; ihr Tun und Lassen ist unzweifelhaft unter klarer Führung durch den göttlichen Willen zu sehen. Solche sachbezogene „Heiligkeit“ einer Amtsträgerin lässt Theophanus individuelle Züge nicht deutlich hervortreten. Machtstreben und imperiales Denken, erstaunlicherweise sogar gegen ihre Ursprungsfamilie, sind durchaus identisch mit

dem Streben nach Erfüllung des göttlichen Willens. Steigerung kaiserlicher Macht ist immer zugleich Anschaulichkeit göttlicher Allmacht. Eine starke Führung ist ohne Zweifel ein besserer Reflex göttlicher Souveränität als ein schwacher und blinder Spiegel. Hier trifft ein dem modernen Bewusstsein ferngerücktes Streben nach politischer Größe mit dem Streben nach göttlicher Bestätigung zusammen. Im Falle von Theophanu sind viele Widerstände, die die kurze Lebenszeit ihres Gatten überschatteten, durch ihre selbstbewusste, kraftvolle Politik überwunden worden, wodurch sie sich selbst wie ihren Sohn allen sichtbar als die werkzeugliche Hand Gottes darstellte.

Die Kaiserin

In Theophanus Gestalt vereinen sich nicht so sehr Ost und West, zumal sie die Bedeutung des Westens durchaus auf Kosten des Ostens stärkte, als vielmehr „Gnadenwahl“ durch hohe Abkunft, entschlossene Wahrnehmung der Macht und Bestätigung durch ungewöhnlichen Erfolg. In diesen Bestandteilen liegt aber letztlich die religiöse Geltung des kaiserlichen Alleinanspruchs auf die Herrschaft über die „Erde“.

Viel ist geschrieben worden zum inneren Gehalt des Brückenschlages und zur politischen Klugheit, die sich in der geschichtlichen Angliederung des neuen Barbarenreiches im Westen an die ungebrochene Tradition des Imperiums im Osten zeigte – ein damals freilich fast hybrides Unternehmen, das aber durch die Dynamik der Geschichte unerwartet bestätigt und letztlich gegen den Osten durchgesetzt wurde. Dass Konstantinopel mithilfe westlichen Verrats, genauer mithilfe der

Republik Venedig, 1453 an die Türken fiel, ist der letzte Akt eines Prozesses, der im Grunde durch Otto den Großen eingeleitet worden war: die Reichsidee für das noch undefinierte, wesentlich barbarische, vom Christentum gerade erst berührte germanische Reich in Anspruch zu nehmen und ältere Ansprüche schlechthin einzubinden. Zum Zeitpunkt der Hochzeit der Prinzessin Theophanu 972 war diese Entwicklung noch keineswegs abzulesen. Freilich deutete sich bereits ein gewisser räumlicher und personenbezogener Machtwechsel an: Theophanu und Otto II. wurden vom Papst in Rom getraut, Theophanu zur Kaiserin des Imperiums gekrönt.⁸ Die Frage erhebt sich, was hier unter Imperium verstanden wird. Es kann nur das Westreich gemeint sein, das sich aber in solcher Formulierung als das einzige Reich darstellt. Jedenfalls war Theophanu lebendiges Symbol für die Übernahme und Einverleibung Ostroms in die bereits existierende, jedoch weder geografisch noch kulturell gefüllte Idee des *einen Römischen Reiches*.⁹

Die junge, mit luxuriöser Mitgift ausgestattete und kulturell ebenso fremde wie überlegene Griechin war zunächst in diesem weit ausgreifenden Schachspiel nur eine unbekannte Figur. Wie weit sie sich selbst über die Symbolik ihrer Einheirat, geschweige denn über die geschichtlichen Folgen dieses kühnen Planes im Klaren war, lässt sich aus den spärlichen Quellen nicht erschließen. Eines ist jedoch ohne Zweifel zu sagen: Theophanu füllt im Laufe der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Wirkens die ihr zuge dachte, mehr noch erwünschte Aufgabe glänzend aus. Vielleicht schafft sie sogar erst durch ihr geschicktes, tatkraftiges, inspiriertes Eingreifen mit an der Vision eines neuen germanischen Europa auf der Basis des griechisch-römischen Kulturbodens. Denn Theophanu wird in mehrfacher Hinsicht

in die Geschicke des sächsischen Kaiserhauses, damit aber auch des neu entstehenden Westreiches, eingreifen, in der Regel glücklich. Zu beginnen wäre mit ihrer eigenen, anmutig-fremdartigen, schönen und kultivierten Gestalt: Sie wird unbekannte Seidenstoffe, neuen Schmuck und die dazu gehörenden Techniken, überhaupt die Insignien des kaiserlichen Habitus mit sich bringen. Zu ihrem 1000. Todestag 1991 wurde in eindrucksvoller Weise die künstlerische und handwerkliche Spur, welche die Prinzessin unmittelbar in die abendländischen Werkstätten eintrug, dokumentiert: von der Textilkunst über die Goldschmiedearbeiten bis zu Buchmalerei und Elfenbeinschnitzerei.¹⁰

Theophanus unmittelbares Wirken zeigt sich am klarsten in der erstaunlichen Gestalt ihres Sohnes Ottos III.¹¹ Der Griechisch und Lateinisch gleichermaßen beherrschende, die Wissenschaften der Zeit fördernde zarte Sohn wird in Rom als der neu-alten Hauptstadt der Welt die Idee des einen Reiches zu veranschaulichen suchen. Er beginnt einen kaiserlichen Palast auf dem Aventin zu bauen, um in dem bis dahin hauptstadtlosen Reich zu residieren. Nur sein unerwartet früher Tod im Jahr 1002 verhinderte den hochfliegenden Plan, bereits um die Jahrtausendwende die eine und einzige Reichsidee wieder sichtbar in einer Person, an einem Ort und in einer einzigen maßgeblichen politischen Führung vorzustellen. Wieder ist es Theophanu, die in der Zeit der Unmündigkeit ihres Sohnes und ihrer damaligen Alleinherrschaft für diesen Plan alle Gegenkräfte ausschaltet und selbst dem Sohn den Wunsch nach solcher Politik vermittelt – im Grunde eine Entscheidung gegen den älteren Anspruch des byzantinischen Reiches. Wie dieser Kampf für das Westreich gegen die alte Verwurzelung in ihr Platz griff, lässt sich aus der Entfernung über tausend Jahre

hinweg nicht mehr bestimmen. Dass sie tatsächlich in die Vision ihres Schwiegervaters Ottos des Großen einstimmt, ist eine der nicht mehr zu entziffernden Wandlungen ihrer politischen Führungspersönlichkeit, in deren Verlauf die Geschehnisse mehrerer Jahrhunderte mit umgeschrieben wurden.

Die Europäerin

Nach der verheerenden Niederlage Ottos II. gegen die Sarazenen im Juli 982 bei Cotrone, ferner nach dem Aufstand der Slawen, welche die Ostmarken im Sommer 983 überrannten, letztlich nach dem unerwarteten Tod Ottos II. im Dezember desselben Jahres in Rom war der innere Friede des Reiches aufs Höchste gefährdet. Zudem war der unmündige Thronfolger Otto III. von seinem Stiefonkel Heinrich dem Zänker entführt und unrechtmäßig in dessen Vormundschaft überstellt worden. Nach der Bestattung ihres Gatten in Rom reiste Theophanu über Mailand, wo sie die Schwiegermutter Adelheid aufsuchte und offensichtlich auf ihre politische Linie einschwor, zurück nach Deutschland, um die höchst verunsicherte Lage Schritt für Schritt zu befrieden. Tatsächlich schaffte sie es innerhalb weniger Monate, vom bayerischen Herzog ihr Kind unter die eigene Vormundschaft zurückzuerhalten und auf dem Quedlinburger Hoftag an Ostern 986 eine breite Zustimmung für den Thronfolger zu erreichen.

Nach dieser Befriedung begann ihre unglaublich ausgreifende, einzigartige „Europapolitik“. Als Erstes sicherte sie die Grenze im Osten und Nordosten des Reiches durch erfolgreiche Bündnisse bis zum Herbst 988 auf Dauer. Theophanu

schloss sogar ein Abkommen mit Schweden und band auf kluge Weise die slawischen Fürsten in ihre Absichten ein. Gleichzeitig versuchte sie, das aufsässige Lothringen der Karolinger durch die Einsetzung der Kapetinger in Zaum zu halten, was freilich nur zum Teil gelang. Im Herbst 989 begann eine offensichtlich geplante und nicht nur durch die Umstände erzwungene europäische Neuorganisation. Theophanu errichtete eine Reichskanzlei für Italien, reiste im Herbst und Winter 989/990 selbst dorthin, schickte eine Gesandtschaft nach Kiew zu den Rus, an welchem Hofe im Übrigen die eingeheiratete, byzantinisch-purpurborene Prinzessin Anna lebte, der sie Reliquien überreichen ließ. Ungarn und Polen wurden durch Verträge gebunden und ausdrücklich dem westlichen Kaisertum als Könige zugeordnet. Diese gedankliche Weite hatte Theophanu offenbar im Austausch mit Bischof Adalbert von Prag erworben, der später von den heidnischen Pruzzen erschlagen wurde. Gespräche mit Adalbert hatten an Weihnachten 989 in Rom zum Sechs-Jahres-Gedenken des Todes Ottos II. stattgefunden und einen einzigartigen Plan für eine Friedensordnung Europas unter kaiserlichem Schutz hervorgebracht.¹² Die Kunst hat ein wundervolles Zeugnis dieser Konzeption bewahrt: Das Widmungsbild des Aachener Liuthar-Evangeliars stellt Otto III. als Kaiser und „Vater“ der Könige und Herrscher Europas als seiner „Söhne“ dar, wobei Otto unmittelbar von Christus gekrönt und von ihm überwölbt wird, selbst aber in einer eigenen Mandorla dem ewigen, mehr als irdischen Bereich zugehört und sogar von den vier Evangelisten umgeben ist. Von ihm strahlt die Macht auf die unterstellten Könige aus, während im unteren Bilddrittel geistliche und weltliche Herrscher prototypisch abgebildet sind.

Das Einzige, was Theophanu nicht auf Dauer gelang, war die Stabilisierung der Westgrenze. Als sie in Nymwegen am 15. Juni 991 völlig unvermutet starb, war sie eben auf der Reise nach Lothringen. Zwar setzte sie die neue Linie der Kapetinger durch, begründete aber damit im Grunde die französische Königsherrschaft, die sich immer in Rivalität zum deutschen Kaisertum versuchte.

Die offenkundigen Erfolge Theophanus überzeugen vor allem deshalb, weil die Kaiserin ohne militärische Maßnahmen, vielmehr mit den Mitteln hoher persönlicher Autorität und diplomatischer Kunst arbeitete – dies möglicherweise ein Erbe aus Byzanz. Jedenfalls setzte dieses Vorgehen eine hohe Geschlossenheit des Willens, eine klare Vorstellung vom Ziel und eine offenkundige Ausstrahlung ihrer Persönlichkeit voraus. Die Haltung zum Papst als dem „universalen Primas“ bedeutet für Theophanu eine zweipolige Machtverteilung, die sie als natürliche Ordnung achtete und vertrat. Kaiser und Papst an der Spitze eines „europäischen Staatensystems“, durch den Glauben und die Brüderlichkeit gleichrangiger Staaten verbunden, boten auf längere Sicht die größte Konzeption einer gesamtheitlichen Regelung unterschiedlicher Nationen innerhalb eines einzigen Gebietes.¹³

Ferne und Nähe von Theophanus Europa

Wenn nach möglichen Folgerungen für das heutige Europa gefragt wird, so ist immer bewusst zu halten, dass das Europa Theophanus in vielen Zügen fremd erscheint. Über diese Fremde darf man sich nicht vorschnell hinwegtäuschen. Dennoch lassen sich auch im Ungewohnten verwandte Züge entdecken,

die allerdings nur versuchsweise auf die heutige Lage zu übersetzen sind.

So ist beispielsweise der Gedanke der europäischen Einheit, dem Theophanus Leben galt, wesentlich auch zu ihrer Zeit eine politische Utopie. Es gab wohl die kaiserliche Führung und den Anspruch des weltlichen Pantokrators, doch wurde dieser Anspruch gerade im westlichen Europa durch ein längst eingebürgertes Kräftespiel immer wieder bestritten. Theophanu war von Byzanz mit Sicherheit eine einheitlichere, viel unangefochtene Führung gewohnt; der Ostkaiser befahl einem abhängigen Berufsbeamtentum, das ihm widerspruchslos gehorchte. Das Westkaisertum jedoch war wesentlich von Wahlmännern abhängig und insofern einem Schachspiel sich jeweils neu formierender Kräfte ausgesetzt, mit denen sich auch der bestätigte Kaiser immer wieder zu verständigen hatte. Unter der kaiserlichen Oberhoheit gab es daher eine Polyphonie vieler Könige, ihrer Nationen und unterschiedlicher Herrschaftsstrukturen.

Ein Zweites: Oberflächlich betrachtet war Theophanus Zeit religiös eine Einheit. Die Orthodoxie, mithin die Ostkirche, trennte sich erst 1054 von der Westkirche ab; so gab es nur ein einziges Christentum ohne die späteren Verwundungen. Trotzdem täuscht die Oberfläche: Nicht nur lag bereits eine innere Spannung auf den fünf Häuptionen oder Patriarchen der Christenheit, die sich zwar immer wieder auf den Papst verständigten, doch in der einige Generationen später erfolgenden Spaltung deutlich ihren jeweiligen Eigenstand unterstrichen. Auch im Ritus und der Liturgiesprache gab es vielerlei Ausprägungen, ganz zu schweigen von den verschiedenen nationalen Überlieferungen des Glaubensgutes, etwa in der byzantinischen, lateinischen oder iro-schottischen Kirche. Die fehlen-

den Kommunikationsmittel der Zeit ließen ohnehin naturgemäß Sonderüberlieferungen entstehen, die sich nicht in eine einheitliche Fassung fügten.

Mit solchen Überlegungen lässt sich die Frage nach den Folgerungen, die aus der damaligen Konzeption Theophanus für das heutige Europa zu ziehen sind, genauer beantworten. Um anzusetzen bei der beschworenen, aber keineswegs vollzogenen Einheit Europas: Offensichtlich beruhte im Mittelalter die Idee der Einheit auf zwei Größen: dem einenden Christentum und der politischen Autorität des Kaisers. Eben hier sei ein Vergleich in Fragen versucht. Die Einheit Europas wird heute unter keiner dieser beiden Größen ins Auge gefasst; es liegt auf der Hand, dass sie auch nicht in einem Gewaltakt restaurativ zurückzubringen sind. Konkret steht im 20. Jahrhundert aber trotzdem eine doppelte Aufgabe an. Europa hat in diesem Jahrhundert eine ungeheure Enttäuschung an sich selbst erlebt. Noch zu Beginn des Jahrhunderts konnte man Reden hören, die endgültig das Zeitalter höchster Zivilisation, technischer Vervollkommnung und menschlicher Kultur heraufziehen sahen. Die Ernüchterung setzte bereits 14 Jahre später mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein, der sich als rücksichtsloser Brudermord erwies. Zugleich begannen beispiellose Wertverschiebungen. Konkurrierende Ideologien, die bei genauer Betrachtung dem verwandten Götzendienst des Wir-Kollektivs dienten, bestimmten über die Theorie hinaus nunmehr den politischen Alltag: sei es der Götze einer nationalen Herrenrasse, sei es der Götze einer internationalen Arbeiterklasse, vor deren Anspruch alle Nichtzugehörigen als Nichtmenschen ihr Recht auf Leben und Freiheit verwirkt hatten. Diese Ideologien behaupteten eine neue Wertsetzung, die auf ihrem Rü-

cken die Unwerterklärung für Millionen mit sich trug. Die Ernüchterung Europas über diese Erfahrungen ist ungeheuerlich. Zugleich hat sie etwas Schales an sich: Welche Werte können überhaupt noch ohne Verdacht ihres Missbrauchs angenommen werden? Im Grunde sind wohl nur noch unpathe-tische Antworten zu formulieren. Weithin greift man hilflos auf jene Früchte zurück, die bereits die Aufklärung reifen ließ, etwa die Menschenrechte und die Demokratie. Bei genauer Betrachtung ist jedoch ersichtlich, dass diese Früchte zu einem Baum gehören, den die Aufklärung selbst schon wesentlich entwurzelt, nämlich zu dem Baum der christlichen Begründung von Freiheit und Gleichheit aller Menschen als der Geschöpfe des Einen. Diese religiöse Grundlegung hatte die Aufklärung nicht mehr übernommen, vielmehr an ihre Stelle den „natürlichen“ Konsens über eine vernünftige und autonome Menschlichkeit gesetzt. Eben diese „natürliche“ Auffassung aber trägt sich nicht mehr selbst. Keineswegs ist neuerdings unbestritten, dass zur Menschlichkeit auch formale Gleichheit und Freiheit aller gehören, zumal solche Begriffe als eurozen-trisch gelten. Insofern müsste die Aufklärung nicht aufgegeben, vielmehr erneut auf eine Begründung verwiesen werden, welche allgemein einsichtig zu machen ist. Philosophisch gesehen spitzt sich die Frage darauf zu, ob das intellektuelle Klima der Zeit „das Gute“ noch benennen kann, um mit Platon zu sprechen. Mehr als das: ob das Gute in seiner Beziehung auf den Guten anschaulich zu machen ist. Hier verweigern die intellektuellen Eliten Europas offensichtlich (noch) die Antwort.

Um in unserem Kulturraum zu bleiben: Seit dem 19. Jahrhundert gibt es in Deutschland eine beliebte Kultur der Rede vom Heiligen, auch in der Form seiner Bestreitung. Die deut-

sche Geistesgeschichte hat dabei eine besondere Vorliebe für das Heilige entwickelt, zugleich mit der Fähigkeit, den Heiligen aus dieser Rede vollständig herauszuhalten. So gesehen ist das Religiöse auch heutigen Tages ein höchst willkommenes Thema, allerdings in seiner vagen und vorzugsweise experimentellen Form. Vermieden wird aber jene Konkretion des Religiösen, die aus dem bloßen Gefühl und Bedürfnis des Subjekts nach irrationaler Erschütterung herausführt. Eine solche Konkretion war bisher das Christentum in der Form seiner ethischen und logischen Präzisionen. Diese Herausforderung greift aber der Zeitgeist nicht mehr auf, kann sie nur in der Kritik attackieren und damit immerhin indirekt anerkennen.

Die Frage bleibt freilich, worauf sich das Verständnis von Menschlichkeit letzten Endes beziehen kann, sofern eine ihrer selbst unsichere Idee allgemeiner Humanität als zu schwach erscheint. Solange die Theomorphie, also die Gottgestaltigkeit des Menschen nicht als unbeweisbarer und trotzdem wirksamer Grund menschenrechtlicher Forderungen in Erinnerung ist, werden politische Folgerungen nur pragmatisch beschworen und in ihrer Grundlegung immer uneinsichtiger.

Das Kaisertum Theophanus nährte sich weiterhin von dem Gedanken einer Autorität, unter der viele Nationen ihre jeweilige Einheit und Selbstgestaltung leben konnten. Autorität hat hier den Wortsinn von *augere*: Mehrerschafft, die jemanden wachsen lässt zu dem, was er ist. Darin ist die Konzeption der Gerechtigkeit enthalten, und zwar nicht der gleichmachenden Gerechtigkeit, die jedem dasselbe gibt, sondern der angemessenen Gerechtigkeit, die jedem gibt, was er braucht. Solche Gerechtigkeit setzt die Haltung der Klugheit voraus, das heißt die Fähigkeit zur Unterscheidung des jeweils Nötigen. Diese Kar-

dinaltugend ist die Nabe aller anderen Tugenden; sie vermeidet den Neid ebenso wie das Zukurzkommen. Klugheit denkt nicht nur im Prinzipiellen, sie sichert das Konkrete. So ginge es in der Übertragung des Möglichen darum, Europa nicht allein aus der Idee der formalen Gleichheit seiner Mitglieder, sondern mehr noch aus der Idee der Gerechtigkeit zu konzipieren. Mit anderen Worten: den abstrakten Weg bloß gesetzlicher Angleichung der Unterschiede auf sein Mindestmaß zu beschränken und statt dessen den konkreten Weg polyphoner Unterschiedenheit der einen europäischen Melodie zu fördern.

Ob die Ernüchterung des 20. Jahrhunderts über die gigantischen Menschenopfer wenigstens dazu dient, dass keine Idole mehr angebetet werden? So wäre doch zumindest der Platz frei für den Ewigen, wenn eine kommende europäische Generation ihn wieder zu benennen wagte. Zeichenhaft hat Theophanu ihr Begräbnis im Westwerk von St. Pantaleon in Köln angeordnet: an der Stelle, an der nach der mittelalterlichen Symbolik die Dämonen eindringen können, ließ sich die Frau zur Abwehr einbetten – als Schranke für das Böse. Es gibt einige grundlegende Patrone Europas, so Benedikt für den Westen, Cyrill und Method für den Osten. Könnte man eine Gestalt wie Theophanu mit hinzunehmen, im Sinn ontologischer Heiligkeit und göltiger Ordnungen, die sie in das Abendland als Spur eingetragen hat?

1 Maria Eschbach, *Das weiße Kleid. Gedichte*, Einsiedeln 1986, 82.

2 T. Vogelsang, *Die Frau als Herrscherin im hohen Mittelalter. Studien zur „consors regni“-Formel*, Göttingen/Berlin/Frankfurt 1954. – Edith Ennen, *Frauen im Mittelalter*, München ³1987. – M.-L. Portmann, *Die Darstellung der Frau in der Geschichtsschreibung des früheren Mittelalters*. Baseler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 69, Basel/Stuttgart 1958.

- 3 V. H. Elbern, *Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr*, 2 Textbde., 1 Tafelbd., Düsseldorf 1962–1964. – J. Moltmann, *Theophanu, die Gemahlin Ottos II. und ihre Bedeutung für die Politik Ottos I. und Ottos II.*, Schwerin 1878.
- 4 H. Fussbroich, *Theophanu. Die Griechin auf dem deutschen Kaiserthron*, Köln 1991.
- 5 W. Ohnsorge, *Abendland und Byzanz. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte der byzantinisch-abendländischen Beziehungen und des Kaisertums*, Darmstadt/Weimar 1958.
- 6 Andreas Schmitt, *Die Ausbreitung des Nikolauskultes im Rheinland. Die Rolle Theophanus als Initiatorin*, in: Peter von Steinitz (Hg.), *Theophanu (Pantaleonsschriften)*, Köln 1991, 70–84.
- 7 P. Corbet, *Les Saints Ottoniens. Sainteté dynastique, sainteté royale et sainteté féminine autour de l'an Mil* (Beihefte der Francia 15), Sigmaringen 1986. – R. Staats, *Theologie der Reichskrone. Ottonische „Renovatio imperii“ im Spiegel einer Insignie. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 13*, Stuttgart 1976. – Percy Ernst Schramm/Florentine Mutherich (Hg.), *Die deutschen Kaiser und Könige in Bildern ihrer Zeit 751–1190*, München ²1983.
- 8 P. Krull, *Die Salbung und Krönung der deutschen Königinnen und Kaiserinnen im Mittelalter*, Diss. Halle 1911.
- 9 Johannes Fried, *Die Formierung Europas 840–1046*, Frankfurt 1991. – Percy Ernst Schramm, *Kaiser, Rom und Renovation. Studien zur Geschichte des römischen Erneuerungsgedankens vom Ende des karolingischen Reiches bis zum Investiturstreit*, Darmstadt ²1957.
- 10 Anton von Euw/Peter Schreiner (Hg.), *Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Gedenkschrift des Kölner Schnütgen-Museums zum 1000. Todesjahr der Kaiserin*, 2 Bde., Köln 1991. – R. Zimmermann, *Die Witwenausstattung der Kaiserin Theophanu. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsgutes in Deutschland und Italien*, Diss. München 1924.
- 11 H. Beumann (Hg.), *Otto III. 983–1002*, in: *Kaisergestalten des Mittelalters*, München 1984. – H. Beumann, *Die Ottonen*, Stuttgart/Berlin/Köln 1991.
- 12 E. Hiestand, *Vom Frankenreich zur Formierung der europäischen Staaten- und Völkergemeinschaft 840–1046. Ein Studienbuch zur Zeit der späten Karolinger, der Ottonen und der frühen Salier in der Geschichte Mitteleuropas*, Darmstadt 1986.
- 13 Gunther Wolf, *Theophanu*, Köln 1991, 105.